

Drei Millionen Moslems leben in Deutschland

# Im Hinterzimmer der Traditionen

Eine Heimat in der Religion: Wie die zweite Generation der Einwanderer in der Fremde den Islam entdeckt

Von Karin Gothe

Heute stand wieder ein Sarg auf der Terrasse. Ganz schlicht, bedeckt mit einem grünschwarzen Tuch, darauf ein Koranvers. Der Imam rief zur Andacht, die Kinder hörten auf zu spielen. Die Männer blickten in Richtung Mekka, hielten die Handflächen nach oben und gaben dem Toten das letzte Gebet auf den Weg. Eine lange Reise, aus Berlin zurück nach Istanbul, die Moschee auf dem islamischen Friedhof am Columbiadamm die vorletzte Station.

Drei Millionen Moslems leben in Deutschland, die meisten von ihnen sind türkische Nachkommen. In den vergangenen Jahren sind immer mehr Moslems in Deutschland geboren worden, werden sie meist im Land ihrer Geburtsort begraben. Dort, wo manchmal noch die Familien wohnen und wo, wie sie früher sagten, ihre Heimat ist. Wenn man nach so genau wüsste mit der Heimat, was soll ich denn in Zmri?“, fragt Fatme. Ihre sechs Kinder leben in Berlin, ihre Mutter liegt hier begraben, nicht in der Türkei. Liebevoll hat Fatme Nadelzweige auf dem Stein arrangiert, darin eingezigt die Aufforderung, für die Verstorbene die *Paraha*, die Erfindungsurte aus dem Koran, zu beten. 1964 ist Fatme nach West-Berlin gekommen, hat bei Abdü Geneder, für die Kinder gesagt: „Du bist eine gute Moslemin.“ Wie hätte Sie war zwölf als er sie heiratete und 48, als er starb. „Jetzt sei sie frei sagt sie. Fatme sagt, „natürlich glaube ich an Gott“, sie trägt kein Kopftuch und geht selten in die Moschee. Sie spendet lieber Geld für die Armen. Einmal in der Woche geht sie zum Grab der Mütter.

## Die Prediger aus Anatolien

Mos hat die Inschriften vieler Grabsteine unkenntlich, die Zeit die Steine runter gemacht. Muslimische Gräber dürfen nicht eingeebnet werden, so will es die Tradition. Aber nur auf wenigen Friedhöfen in Deutschland haben sich die Gräber erhalten. In Berlin, wo man Platz braucht, sind die Gräber in den größten Moschee Deutschlands zu bauen werden die Gräber trotzdem eingeebnet. Mustafa schaufelt Sand und Wasser in die lärmende Zementmaschine. Mehr als zwei Jahrzehnte hat er im Stahlbau gearbeitet, jetzt ist er Frührentner. Der leise, kalte Regen macht ihm nichts. Eine prächtige Moschee soll es werden, mit einem Kuppel, zwei Minaretten, drei Etagen. Der Islam, sagt Mustafa, „kommt endlich raus aus den Hinterhöfen.“ Die Platz für 5000 Gläubige soll sie bieten. Die Alten mit den schlechten, abgearbeiteten Rücken sitzen in der kleineren Restruktur und warten auf den Prediger, der oder drei sitzen nebeneinander auf dem Teppich und lesen den Koran. Die meisten hier kommen aus Deutschland, sie sprechen so wie wir. Arabisch war Deutsch, Islamlehrer müssen ihnen erklären, was in dem heiligen Buch steht, das Gott dem Propheten in arabischen Versen mitgeteilt hat. Die Gläubigen rezitieren die Suren, ohne sie zu verstehen. Aber darauf kommt es ihnen auch nicht an. Sie halten sich an die Tradition und an die Grundsätze, die das Leben eines Moslems bestimmen: Fünfmal am Tag möglichst in Gemeinschaft zu beten, Almosen zu geben, im Ramadan zu fasten, und wenn möglich, einmal von Integration ist selten die Rede.



Islam in Deutschland - weniger fundamentalistisch, als viele befürchten.

Die meisten Imame sprechen nur Türkisch, und bevor sie begriffen haben, dass Nöte und Sorgen ihrer Gemeinde ganz andere sind als in einem anatolischen Dorf, müssen sie zurück in die Türkei. Die deutschen Behörden waren bislang meist dankbar, in Dittib einen halb-offiziellen Ansprechpartner zu haben. Doch gilt auch diese Organisation inzwischen als islamischer Fundamentallisten unterworfen. Und was die Imame predigen, dringt selten nach draußen.

## Fast wie ein Zuhause

Den meisten Religion und die Heimat schwer. Sie erzählen von Fabrikarbeit, von der Kälte, dass sie den Anschluss verloren haben zu Hause in Anatolien und hier nicht heimisch sind, dass man sie dort beneidet und hier bemitleidet. Dass die Kinder ihr eigenes Leben führen und sich nichts mehr sagen lassen. Aber Deutschland ist gut, sagen sie, die Versicherungen und die Rente, die Versorgung und auch die Politik. Zum Glück gibt es auch hier den türkischen Bäcker, den Metzger, den nach islamischer Tradition schlachtet. Fast wie ein Zuhause.

Es sind dieselben Geschichten in Berlin, München oder Mannheim. Dieselbe Suche nach Heimat und Geborgenheit in der Religion. Hunderte haben im Ramadan in der Mannheimer *Yavuz Sultan Selim* Moschee täglich zusammen das Fasten gebrochen, bei Einbruch der Dunkelheit, wenn, wie es heißt, ein schwarzer Engel über dem Haus steht. „Selbstverständlich ist die Mannheimer Moschee nicht stolz auf jene zweiten Einwanderer, die geboren zu Zeiten Mohammeds sind.“

Die meisten Imame sprechen nur Türkisch, und bevor sie begriffen haben, dass Nöte und Sorgen ihrer Gemeinde ganz andere sind als in einem anatolischen Dorf, müssen sie zurück in die Türkei. Die deutschen Behörden waren bislang meist dankbar, in Dittib einen halb-offiziellen Ansprechpartner zu haben. Doch gilt auch diese Organisation inzwischen als islamischer Fundamentallisten unterworfen. Und was die Imame predigen, dringt selten nach draußen.

Den meisten Religion und die Heimat schwer. Sie erzählen von Fabrikarbeit, von der Kälte, dass sie den Anschluss verloren haben zu Hause in Anatolien und hier nicht heimisch sind, dass man sie dort beneidet und hier bemitleidet. Dass die Kinder ihr eigenes Leben führen und sich nichts mehr sagen lassen. Aber Deutschland ist gut, sagen sie, die Versicherungen und die Rente, die Versorgung und auch die Politik. Zum Glück gibt es auch hier den türkischen Bäcker, den Metzger, den nach islamischer Tradition schlachtet. Fast wie ein Zuhause.

Arabien, in Iran oder in Afghanistan ver-suchen heute, mit Gewalt die Zeit zurück-zudrehen – auch in Deutschland, so wie die Gruppe des kürzlich wegen Anstiftung zum Mord verurteilten „Kalfin von Köln“.

Das sind nur Splittergruppen, aber auch Albogga sagt, zu Zeiten Mohammeds sind viele besser gewesen, „selbstver-sichtlich nur spirituell“. Albogga hat islami-schwissenschaftlichen in Deutschland stu-diert. Er gehört zu jener zweiten Einwande-rergeneration, deren religiöses Identität fröhlicher und weniger fundamentalistisch sein will. Er weiß, was die Deutschen bö-sen wollen. Schwarmt von gemeinsamen Friedensgebeten in der Kirche, vom Christlich-islamisch-jüdischen Dialog. Doch Frauen sieht man selten in der Mo-schee. Deutsch sprechen nur die Touris-ten, und die alten Männer mit den Strick-mützen lächeln nur und schweigen.

„Symbolik ohne Inhalt“, urteilt Rei-ner Albert, „das Projekt vom Interkultu-rellen Dialog ist gescheitert“. Der Mann-heimer Politikwissenschaftler wirft der Moscheeleitung vor, sich abzuschotten, fundamentalistische Ideen zu nähren, sich aus der Türkei steuern zu lassen. Er-

wollte die „gläserne Moschee“, kämpfte für Integration, für Islamunterricht in deutscher Sprache. Man beschimpfte und boykottierte ihn. Aus Protest ist er aus dem Institut ausgestiegen, das die Moschee einst im Vorprojektmittel schenkte. Aber er sagt: „Ich habe die Stadt Mannheim, die Probleme werden doch nur unnötig aufgebauscht. Mit der Zeit wird sich alles regeln.“ Er hofft auf fried-liche Koexistenz, auf Verständnis durch Gewöhnung, „das Wort Ghetto kann ich nicht mehr hören“.

## Ein Himmel ohne Wolken

Aber viele leben im Ghetto, sagt Ayye Schmetzer, und sie haben nie den Weg he-rausgefunden. Es helfe, kein Kopftuch zu tragen, modern zu leben und die glei-che Sprache zu sprechen. Aber es reiche nicht. Es reiche nicht die Sozialarbeitern nach Deutschland, den Kopf aller Pläne und Ideen. Sie weiß noch, was für ein Ge-fühl es war, als sie mit dem Bus über die Grenze fahren, sie wollte spüren, wie es ist, einen anderen Boden zu betreten. Heute lebt sie allein mit ihrer Mutter und ihrem 17-jährigen Sohn aus der Ehe mit einem Deutschen in einem Münchner Hochhaus. „Ich liebe gerne hier“, sagt sie, „und ich liebe meinen Beruf, aber wirk-lich aufgehoben fühle ich mich hier nicht.“ Wie soll sie da ihrem Sohn Gebo-rnengeheimnis vertrauen? Er ist türkisch- und herge-rissen zwischen seiner türkischen und der deutschen Identität, zwischen Islam und Christentum. Sie sehnt es schon früh, ihn in eine christliche Tradition und Religion zu führen zu suchen. Wie viele sehr viele moderne Moslems sagt sie auch. „Mein Glaube ist eine Angelegen-heit nur zwischen mir und Gott.“

Sie gibt jungen Türkinnen Deutsch-Unterricht und Ratschläge, lacht mit ih-nen über ihre Männer, die sich so gerne wie Paschas auführen. Manchmal sei sie sehr müde, vom vielen Reden, von den Enttäuschungen. Aber zurück in die Tür-kei? Eines Tages vielleicht, sagt sie, aber nicht, weil es die Türkei ist. Sie vermisst das Meer und die Luft, die so klar ist, die-sen Himmel ohne Wolken.